

# In aller Stille

Autor(en): **Weissenborn, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **84 (1999)**

Heft 8

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-414281>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## In aller Stille

Die Beerdigung war auf Samstag, 15 Uhr, angesetzt. Ich nahm mir ein Taxi und fuhr zum Nordfriedhof. Da es verboten war, auf dem Friedhof zu rauchen, ging ich, eine Zigarette rauchend, vor dem Tor auf und ab. Es war noch Zeit. Um Viertel vor drei ging ich durch das Tor und hinüber zur Friedhofskapelle, vor deren Eingang mich der Juniorchef des Bestattungsinstitutes erwartete.

Er sagte, es sei ihm sehr peinlich, er habe vergeblich versucht, mich telefonisch im Altenheim zu erreichen, weil – es sei noch eine Gebühr in Höhe von zehn Mark beim Friedhofsamt für die Umschreibung der Grabstätte zu entrichten gewesen, er habe den Betrag für mich ausgelegt, bitteschön, und es sei ihm sehr peinlich.

Ich nahm ein Fünfmarkstück, zwei Zweimarkstücke und zwei Fünfzigpfennigstücke aus meinem Portemonnaie und zahlte ihm den Betrag in die Hand.

Er errötete und sagte, es sei ihm sehr peinlich. Bitteschön!

Er sagte, es sei alles vorbereitet und ich könnte schon hineingehen.

Im Chor der Kapelle stand der Sarg, an dessen unterem Ende ein Kranz lehnte mit einer Schleife, auf der, in Druckbuchstaben, mein Vorname stand. Meine Mutter hatte dies vor drei Jahren, vermutlich in meinem Sinne, so angeordnet, um mir jede nur denkbare Mühe zu ersparen.

Es war mir recht. Ich hatte mich nicht mit dem Tod, sondern mit dem Leben meiner Mutter beschäftigt. Sie aber hatte sich mit ihrem Tod beschäftigt.

Ich setzte mich in die erste Bank und sah auf das Corpus des Gekreuzigten an der Chorwand, das offenbar von moderner Künstlerhand geschaffen war, denn seine Form erinnerte an einen Stutenkerl oder Weckmann.

Meine Mutter hatte – vermutlich in einem Akt der Entsagung – verfügt, dass die Beerdigung in aller Stille stattfinden sollte – die Todesanzeigen würden erst nach der Beerdigung verschickt werden –, so war ich das gesamte Trauergefolge.

In diesem Augenblick setzte Orgelmusik ein, links im Chor öffnete sich eine Tür, und zwei Männer in Frauenkleidern traten herein. Sie hielten jeder ein schwarzes Buch in der Linken und trugen einen Regenschirm in der Armbeuge. Der jüngere trug ausserdem einen kleinen Eimer, aus dem ein Stiel hervorragte. Sie gingen raschen Schritts bis zur Längsachse der Kapelle, vollzogen daselbst eine Vierteldrehung, wobei sie mir den Rücken zuehrten, blättern kurz in den mitgebrachten Büchern und verharrten sodann schweigend. Der mit dem Eimerchen hatte das Eimerchen neben sich abgestellt.

Als das Orgelspiel nach etwa fünf Minuten verklang, öffnete der ältere der beiden den Mund und bat einen Herrn, dessen Namen er nicht nannte, ihn vor dem ewigen Tod zu retten an jenem Tage des Schreckens, wo Himmel und Erde wankten, da er (der Herr) komme, die Welt durch Feuer zu richten. Zittern, so sagte er, befallte ihn und Angst, denn die Rechenschaft nahe und der drohende Zorn, wo Himmel und Erde wankten. O jener Tag! rief er aus, Tag des Zornes, des Unheils, des Elends! O Tag, so gross und so bitter! Da er (der Herr) komme, die Welt durch Feuer zu richten! Der Herr, so bat er, möge ihnen die ewige Ruhe geben und das ewige Licht möge ihnen leuchten.

„Amen!“ sagte der zweite, was wohl bedeutete, dass er sich mit den Worten seines Vorredners vollinhaltlich einverstanden erkläre. Zugleich hielt er dem andern das Eimerchen hin, dieser griff nach dem Stiel, der daraus hervorragte und an dem sich eine Art Tee-Ei befand, und sprühte Wasser über den vor ihm stehenden Sarg, ähnlich wie meine Mutter beim Bügeln die Wäsche anzufeuchten pflegte. Als Kind hatte ich ihr oft dabei zugesehen.

Nachdem dies erledigt war – übrigens lief alles mit erstaunlicher Geschwindigkeit ab –, führten beide mit kurzen, knappen Sätzen einen Dialog, in dessen Verlauf der Ältere den Herrn unter anderem bat, er möge die Seele meiner Mutter von den Pforten der Hölle erretten. Dies schien auch dem Wunsch seines jüngeren Kollegen zu entsprechen.

Schliesslich und unisono baten beide ihn, den Herrn, er möge die Seele seiner Dienerin Charlotte Hellgrath – dies war der Name meiner Mutter – von jeglicher Fessel der Schuld lösen, damit sie neu erweckt in der Herrlichkeit der Auferstehung inmitten seiner Heiligen und Auserwählten wieder lebe, und zwar durch Christus, ihren Herrn, wobei das Wort „ihren“ grammatikalisch auf die Sprechenden bezogen war.

Hierauf schwiegen beide, und es entstand eine leicht peinliche Stille. Beide schienen meine Zustimmung, einen bestätigenden Zuruf, ein Amen aus meinem Mund zu erwarten. Ich hütete mich jedoch, solch suggestiver Erwartung zu entsprechen, da ich aus Erfahrung wusste, dass derlei unbedachte Äusserungen blitzschnell als Einverständniserklärung, ja als Vertragsabschluss gewertet werden.

Beide hätten zum Beispiel eines Tages behaupten können, ich hätte ihnen einen Blankoscheck ausgestellt und somit freiwillig auf Selbstbefriedigung sowie die Lektüre der Werke Sartres verzichtet, was mir dann leid getan hätte, vor allem wegen der Selbstbefriedigung.

Ich hörte, wie einer der beiden sich scharf räusperte, beide vollzogen eine Halbdrehung und schritten – der Ältere hochroten Gesichts – sehr rasch am mir vorbei,

wobei mich ein Regenschirm streifte. Sie verliessen die Kapelle durch den Haupteingang, fast lautlos wurde ein Wagen mit gummibereiften Rädern hereingeschoben, vier Männer setzten den Sarg auf den Wagen, fuhren ihn hinaus, und ich folgte ihnen. Draussen ging es die sanfte Schrägung einer Rampe hinunter und dann, auf dem Hauptweg, in gemässigtem Tempo weiter in Richtung der Familiengrabstätte Hellingrath/Tendick. Voraus gingen die Männer in den Frauenkleidern, dann folgte der Wagen mit den vier Männern, die ihn zogen, dann ich.

Es dauerte einige Minuten, bis ich mein Schrittempo dem Tempo des Wagens angepasst hatte, wobei der Abstand zwischen mir und dem Wagen sich bald verringerte, bald vergrösserte. Dabei wurde mir ein quietschendes Geräusch bewusst, das sich bei jeder Drehung des rechten Hinterrades des Wagens wiederholte. Kein sehr lautes Geräusch,

ein quietschendes Geräusch.

Ich fühlte mich unglücklich.

Ein quietschendes Geräusch.

Ich verstand nicht, was hier geschah.

Ein quietschendes Geräusch.

Ich suchte meine Gedanken zu ordnen,

ein quietschendes Geräusch,

meine Empfindungen, mein Gefühle, die mir widersprüchlich, verworren schienen,

ein quietschendes Geräusch,

– es war eine Mischung aus Tragik und Komik, Belustigung und Respekt, am ehesten aber ein Gefühl der Fremdheit und Unzugehörigkeit.

Ein quietschendes Geräusch.

Mir war, als hätte es mich verschlagen in eine Traumwelt, in einen fremden Kulturkreis, ein exotisches Land, in dem ich einem rätselhaften, gespenstischen Ritual beiwohnte, unter Menschen, deren Sprache ich nicht verstand, deren Sitten und Gebräuche mir unbekannt waren, unter tanzenden Derwischen, Kopfjägern in Neu Guinea oder Schamanen auf Feuerland – ich fühlte mich nicht wohl.

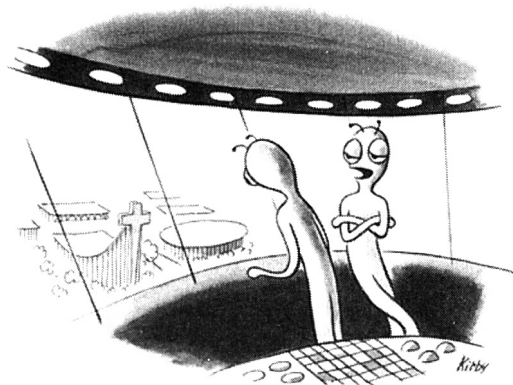
Die Schamanen hatten deutsch gesprochen – so hatte es wenigstens geklungen –, aber ich hatte kein Wort von dem, was sie sagten, verstanden. Manches hatte eine vage, unfreundliche Reminiszenz an meine Kindheit in mir geweckt, war wie ein fernes Glockengeläut gewesen, eine Verszeile – "Die Glocke hat gewackelt" – aus der Ballade "Das Kind und die Glocke" kam mir in den Sinn, aber nichts von alledem berührte hier und jetzt auch nur im geringsten meine Existenz, die sich doch auf Glaube, Hoffnung und Liebe gründete, so gut wie die eines jeden, der nicht mit dem Tod, sondern mit dem Leben befasst ist. Es wäre mir lieb gewesen, die beiden Männer hätten in schlichter Umgangssprache ein paar alltägliche Worte mit mir gewechselt. Daraus hätte sich ein Gespräch ergeben können, in dessen Verlauf wir vielleicht Reste einer gemeinsamen Spra-

Fortsetzung S. 6

## Vor Sekten schützen?

Der Bundesrat soll die Bevölkerung vor Sekten schützen. Dies fordert die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates. Steht hinter dieser Forderung nicht auch der Hochmut der Rechtgläubigen, und nicht nur die berechnete Angst, gefährlicher Aberglauben könnte überhandnehmen? Sind denn Protestanten, Katholiken als staatlich anerkannte Konfessionen so anders als Religionsgemeinschaften, die abschätzig als Sekten bezeichnet werden, wie Sabbatisten, Pfingstgemeinde, Neuapostolen, Zeugen Jehovas, Urchristen, Baptisten u.s.w.? Die einen berufen sich auf den Papst, Zwingli oder Calvin, die anderen legen das Wort Gottes auf ihre Fassung, oft wörtlich, aus. Die Zeugen Jehovas wurden zum Beispiel unter Hitler umgebracht, weil sie, die Bergpredigt ernst nehmend, Nein sagten zum Kriegsdienst. Die lutheranische und katholische Kirche hingegen verhielt sich zu den Nazis loyal und rekrutierte sogar aus ihren Reihen Feldprediger die der millionenfach mordenden deutschen Soldateska Gottes Segen gaben. Nach der Reformation wurden die Sekten blutig verfolgt, wie früher die Häretiker, die vom katholischen Glauben abwichen. Die Baptisten in Zollikon bei Zürich etwa, propagierten im Gegensatz zu Zwingli die Erwachsenentaufe und gemeinsames Eigentum. Der harte Kern verweigerte sogar Abgaben und Steuern an den Staat. Dies hatte damals für Felix Manz tödliche Folgen. Er wurde von den rechtgläubigen Zwinglianern Zürichs in der Limmat ertränkt. Zwischen den Jahrhunderte alten Religionen in Ost und West und all dem modernisierten Aberglauben, vor der jetzt die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates warnt, besteht eine enge Verbindung. Dies darf man nicht vergessen. Die grossen Weltreligionen und der alte Aberglauben stammen aus einer Zeit, bevor naturwissenschaftliche Erkenntnisse die Weltanschauung auf die Füsse stellte. Man nahm an, Überirdisches hätte Einfluss auf unser Leben, glaubte an Astrologie, Seelenwanderung, Hexen, Teufel, Engel, Erweckung von Toten, Himmel und Hölle.

H. Frei, Zürich



"Das funktioniert so: Einer sagt, es gebe eine grosse, geheimnisvolle Kraft, die nur er kenne. Diese Kraft werde aber all jene Menschen nicht behelligen, die ihm ihr Geld überweisen. Komisch, nicht?"

che, also einer gemeinsamen Erfahrung entdeckt hätten, feststellend vielleicht, dass was wir, sie wie ich, dachten und taten, wenn auch auf verschiedene Weise, so doch demselben Leben, demselben Geist gemeint war.

Ein quietschendes Geräusch.

Sicherlich war irgendwann und irgendwo einmal irgend jemandem der Sinn ihrer Worte verständlich gewesen, hatte ein Geist geweht, ein feuchter Wind, da, wo das Land nun verdorrte, weil sie geglaubt hatten, den Wind einsperren zu können in das Gehäuse ihrer Wörter, wo er sogleich sich gelegt hatte, erstorben war in den Dogmen als den Särgen der Wahrheit. Aber entmannt am Leibe wie im Geiste, wie Origines und Tertullian, ihre geistlichen Väter, funktionierten sie noch, wie Marionetten funktionierten, erbrachten sie die Dienstleistung ihres Betriebs und trugen die Wahrheit zu Grabe.

Ein quietschendes Geräusch.

Rechts am Weg wurde der Grabaushub sichtbar, ein letztes quietschendes Geräusch, und der Wagen hielt an.

Die vier Männer setzten den Sarg auf zwei Bohlen, die quer über der Grube lagen, und schoben den Wagen beiseite. Der Grabaushub war mit Matten aus künstlichem Rasen abgedeckt, die, da aus Plastik hergestellt, wiederholt verwendet werden konnten. Praktisch!

Die Männer in den Frauenkleidern standen störend zwischen meiner Mutter und mir, so wie sie zwischen mir und meinem Gott standen, und begannen erneut einen – diesmal allerdings kürzeren – einsamen Dialog. Ich lauschte und suchte, vergeblich, den Sinn ihrer Worte zu fassen.

Einer erklärte, der Tod sei das Tor zum Leben, was mich auf den Gedanken brachte, ob dann die Geburt das Tor zum Tode sei.

Das Entsetzliche war, dass sich in solcher Rede überhaupt nichts Sinnvolles mitteilen liess, dass der Geist, der doch nur Geist als Sprache und Klarheit sein konnte, in ihr kollabierte und bankrottierte, dass Gott seine Existenz verlor mit der meinen, dass solch sprachliches Getön überhaupt nirgendwohin führte, sondern nur ins Bodenlose, dass Existenz ohne Grund nichts anderes war als Grund ohne Existenz, so dass alles und jedes sich auflöste in blankes Nichts, darin Theismus und Atheismus zusammenschlugen in eins, das alle war, also nichts – und nur Bios war es, der mich erretten konnte, so wie er immer und je mir geholfen, wenn irgendein Sagbares unsagbar, ein Lebbares unlebbar schien, und der auch jetzt und hier – im Sprung über den Abgrund – mich vor dem Sturz bewahrte und am Sein erhielt. Und ich wünschte nichts sehnlicher, als dass die beiden Oratoren vor mir, die sich zwischen Gott und mich gedrängt hatten und die mit ihren Worten das Sein erschlu-

gen, doch endlich schweigen möchten – schweigen, schweigen sollten sie, damit der Geist selbst eine Chance gehabt hätte, zu wehen, damit Gott selber hätte reden können in mir!

Tatsächlich wurde es plötzlich still. Die vier Männer hatten den Sarg hinabgelassen und hielten sich an ihren Mützen fest, das Schlusswort schien gesprochen, die beiden Männer im Maxi-Look verharrten noch einen Augenblick reglos und traten dann zurück, dabei wandte der Jüngere der beiden – er trug einen Vollbart wie ich – sich nach mir um, drückte mir die Hand und sagte etwas, was ich jedoch nicht verstand, da in diesem Augenblick ein Düsenjäger über uns hintobte.

Doch dankte ich ihm, lächelte freundlich, ja strahlte ihn geradezu an, obgleich ihm dies ungewohnt, ja sogar unschicklich erscheinen mochte. Indes, er hatte die Geste der Freundlichkeit vollzogen, die ich ersehnt hatte, und ich wusste nicht, warum ich meine Freude darüber nicht hätte zeigen sollen.

In der Erwartung, dass nun auch sein Amtsbruder mir kondolieren würde, blickte ich zu diesem hin – mit der Absicht, ihn zu fragen, ob er die Verstorbene gekannt habe –, doch der Mann war ein paar Schritte zur Seite getreten, stand da, steif wie ein Stock, also verstockt, nickte nur kurz, während ich vergebens seinen Blick suchte, wandte sich dann, hochrotten Gesichts, abrupt um und ging, gefolgt von seinem jüngeren Kollegen, mit raschen Schritten zu dem bereitstehenden Taxi, dessen Ankunft ich zuvor nicht bemerkt hatte und dessen Fahrer taktvoll in einiger Entfernung gewartet hatte. Ein wenig ratlos sah ich ihnen nach, dann nahm ich das Schüppchen, das einer der Totengräber mir hinhielt, nahm ein wenig Erde darauf und warf sie in die Grube, wobei das Schüppchen seitlich abkippte, was auf meine Nervosität oder Ungeschicklichkeit zurückzuführen war.

Wieder blickte ich mich um: Das Taxi stand noch da, die Männer in Frauentracht waren eingestiegen und schienen mich zu beobachten, als warteten sie ab, was ich wohl jetzt anstellen würde. Ich gab dem Totengräber das Schüppchen zurück, wandte mich um und ging langsamen Schritts auf dem Hauptweg dem Ausgang des Friedhofs zu. Unterwegs überholte mich das Taxi. Es fuhr in pietätvollem Tempo an mir vorbei, als wäre es ihm peinlich, schneller zu fahren als ich ging, und ich sah ihm nach, wie es davonfuhr und meinem Blick am Haupteingang des Friedhofs entschwand.

Dabei kam mir der Gedanke, dass die beiden mich hätten fragen können, ob ich nicht mitfahren wolle. Aber wir hätten wohl nicht dieselbe Richtung gehabt.

Theodor Weissenborn